

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 19 (1929)  
**Heft:** 46  
**Rubrik:** ds Chlapperläubli

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# ds Schlapperlaubli



Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Berni Woche“, Neuenstrasse 9, entgegengenommen.

## Martinsommer.

Zwar hat noch grüne Blätter  
So mancher brave Strauch,  
Doch hat sie schon gezeichnet  
Des Raufreißs böser Hauch.  
Sie passen nicht in's Klima,  
Es ist ein Ausnahmssfall,  
Man denkt sich unwillkürlich:  
„Natur macht — Mastenball“.

's ist alles naß und glitschig,  
Ob's regnet oder nicht,  
Und an den Zweigen hängen  
Die Tropfen schwer und dicht.  
Der Nebel zieht verdrossen,  
Schwerfällig querselbein,  
Und hüllt in nasse Läden  
Die ganze Landschaft ein.

Doch hie und da, da leuchten  
In's fahle Nebelgrau,  
Noch brennend rote Beeren  
Da gibt es dann — Nadau.  
Die kleinen Säger sammeln  
Sich rasch zum Abschiedsschmaus,  
Und freuen sich des Lebens  
Und fliegen nicht nach Haus.

Und hie und da durch's Grau dringt  
Der Martinsonnenstrahl,  
Und dann wird's hell und glänzend  
Ringsum in Berg und Tal.  
Die Distelfinken schmettern  
Ein helles Jubellied,  
Und in den kleinen Gärten  
Manch Chrysanthemum blüht.

## Mir chöi erbe!

Im Turgau usse het, so lang i mi bsinne,  
e Tante gwohnt vo mim Batter. Es isch es  
chlis eifachs Troueli gli, isch i me ne chline  
eifache Hüsi gwohnt und het es chlis, un-  
schinbars Läbe gläbt. Deppe so hie und da  
isch se z'einte oder z'andere vo der Verwandt-  
schaft ga bueche. Nid, daß me äxtra dert use  
greislet wär, aber es het eims mängisch grad  
preicht, we me anders i der Nischschwyz het  
z'tue gha. I mueß zwar säge, daß me nie  
grad erbout isch gfi vo dene Büech! Chum  
isch me nämlech zur Stube-n-i cho hets gheße:  
„Du wotsch dant cho luege, ob's no nüt z'erbe  
gäb!“ — „Wüetis nei, Tante Ratri“ het  
me de mit em süßigste Lächle gleit, und derzue  
het me innerlech dant, mi sig doch e Löl, daß  
me überhoup e Zug überspringi i däm Räsch,  
für sed föttigs la a Chopf z'bänggle. Item,  
we me de wohl oder übel uf z'waggelige Sofa  
mit de wike Porzellandnöpff abgasse-n-isch, het  
de o d'Tante Ratri chli es fründlechers Gsicht  
gmacht und het, us e me unerhöpfliche Vor-  
rat vo Himbeerisirup, es Chuchiglas voll häre-  
gstell und es paar staubigi Güeki derzue ser-  
viert. Nabe nes verpölets Porzellanteller het si  
es blächigs Löffeli gleit und eim äna chlage über  
d'Schlächtigkeit vo der Wält. Mi het de gwüß  
no Bedure gha mit däm alte Wyberdölchi  
und het sed fäsch gschämt, ere di uralte Güeki  
ewäg z'asse. Nei wahrhaftig, a erbe het me  
i däm Stübeli nie dant, ender het's eim tunnt,  
mi fött uf distreti Wyz e Füßliber uf d'Gum-

mode lege. Under der Türe het eim Tante  
Ratri immer der glich Rat uf e Wäg gä:  
„Es soll sed nie eis la isalle, mit e me-n-  
Auto cho azzahre, si täte mi ja i de Stüre-  
n-ufe und i tue süß scho gnue.“ Das het me  
umso ringer behärzigt, als bis vor zwöi Jahr  
i der ganze Verwandtschaft kes Auto het exi-  
stiert.

E so ischs mängs, mängs Jahr gange, bis  
einisch der Briht chumt, d'Tante Ratri sig  
a me ne Hirnslag gstorbe. Vo jeder Familie  
isch eis abgorderet worde für z'Lid, und sei  
e chli es Tschuppeli Verwandti si uf em hei-  
melige Friedhof versammelt gfi. No zur Stund  
het niemer vo erbe gred, daß nid eis oder  
z'andere im gheime hät dra dant, wei i nid  
verschwöre. Denn über em waggelige Sofa  
isch schließlech e Sumiswalderuhr ghanget und  
es paar stifi Möbel si o ume-n-and gstande.  
Mit het emel du im „Bäre“ äne es währ-  
schafts z'Vieri gno und gwüß wär das Grebt  
fäsch zu me ne Familiesschli usgartet, we mer  
nid alli i gfarbte schwarze Röd und alle  
schwarze Filzhüet wär da gässe. Der Dorf-  
notar het alli Adrässe notiert, vo wäge der  
Tschamantseröffnig, was is gwüs gwüs glä-  
cheret het. Der Jerdi vo Seedorf het mer  
gchüchlet: „Emel di blächige Raffeesöffeli la-n-  
i der de gän!“

I will ech jitz nüm lang Detail erzelle.  
Zu aller Verwunderig chumt Bsheid i alli Fa-  
milie, es soll öpper cho, in Säge Erbschaft  
vo der Jumper Katharina Grunder. Wider hei-  
mer is im Hüsi troffe und — — Hertu-  
lanum und Pompei, dert stande lunter Möbel,  
wo no nie eis vo üs gseh het! Schöni bschlageni  
Kommödeli, antiki Schregbüro, wärtvolli Pan-  
düle, igleiti Sopfegärtnerischli ekatera. I  
gloub, mir hei enand nüt wengers als intelli-  
gant agluegt. Der Notar het e länge, länge  
Zeddel gha und uf däm hets vo jedem Stüd  
und jedem Stüdl gheße, wärs überchöm. Zersch  
het jedes innerlech gschmünzelt und gäge Schluß  
zue hei mer eifach gredi use glachet. Chöit  
dante, was das für nes agnähms Gsüehl isch,  
we me ganz, ganz unerwartet e so schöni Sache  
überchumt. Es Doye prächtigi massivi Löffel  
si mir vermachet und was isch verläse worde,  
het der Jerdi e schüchleche Hueschtereiz übercho!  
E so ne vergnügig Erberei hets allwä fälte  
gä. Kes het em andere nüt vergönnt, denn  
alls isch so unerwartet cho, daß me sed rächt-  
schaffe drüber het chönne fröie. Bars Gald  
isch würtlech nümme grad der Huuse gli und  
das het z'Gmeindspital übercho.

Jitz si du di schöne Möbel bi üs deheime  
gstande und wis de so geit, es het neue alls  
andere äsa schäbig usgheh dernahe. Zersch het  
me müeße la tapezieren, du het e neue Lampe-  
schirm zueche müeße, der Dwan isch i der Farb  
miserabel zum Fotöl gange, di zwe g'erbte  
Chupferstiche hei i Gottsname nid zu der  
Hodlerreproduktion paßt. Zei e chli Chöschle  
het me gha wäge der Erberei und es sig  
neue de andere akturat glich gange. I gloube,  
d'Tante Ratri häts grüsi glächeret, wenn sie  
das no gwüßt hät, aber item, mir hei emel  
einisch chönne erbe und müeße nüm säge wi  
so vil anberi Lüt: „Das tät üs nie passiere!“  
Süß chömet das verwandt nätte Schregbüro  
cho luege!

Jä nny.

## Anekdoten.

Jean Pauls Loden.

Schriftsteller, Musiker, Schauspieler und an-  
dere Berühmtheiten sind von jeher von zahl-  
reichen Verehrerinnen um eine Lode ihres Haupt-

haares angegangen worden, was für solche,  
deren Haar nicht allzu üppig war, manchmal  
recht unbequem wurde. Wie sich in solcher Ver-  
legenheit Jean Paul, der sich bei seinen Leb-  
zeiten einer ungemein großen Beliebtheit er-  
freute, zu helfen wußte, ist wohl nicht allgemein  
bekannt. Der Romanschriftsteller Rosenthal-  
Bonin berichtet nämlich über die Loden, die  
Jean Paul seinen Verehrerinnen zu schenken  
pfliegte folgendes:

Meine Mutter besaß eine Lode Jean Pauls,  
eine unzweifelhaft echte. Der Dichter hatte sie  
mit einem eigenhändigen Briefe meiner Mutter  
überandt. Sie lag zwischen zwei vergilbten  
Stüden weißen Allasses, auf welchem mit Gold  
eine Jahreszahl eingestickt war. Diese Lode  
wurde in unserer Familie hoch und heilig ge-  
halten und bei besonders feierlichen Gelegen-  
heiten mit großen Zeremonien gezeigt. Ich sah  
sie als Kind mit Verwunderung, und mir prägte  
sich der fahle Metallglanz des Haares ein. Als  
ich später Physiologie studierte und ein Mikro-  
skop bekam, untersuchte ich alles mögliche zu  
Hause. Ich stahl mir ein Haar von der ge-  
heiligten Lode, legte es unter das Glas und  
entdeckte, daß es ein Hundehaar war. Das  
dritte, vierte und fünfte Haar, welches ich  
untersuchte, zeigte dasselbe Resultat. In meiner  
wissenschaftlichen Begeisterung machte ich meiner  
Mutter Mitteilung von der überraschenden Ent-  
deckung, und das trug mir nach der damaligen  
patriarchalischen Erziehungsmethode kein Wort  
der Erwidern, sondern nur a tempo eine  
tuchtige Ohrfeige ein. Ich suchte mir jezt noch  
mehr von Jean Pauls Loden zu verschaffen.  
Das war zu jener Zeit in Berlin nicht schwer.  
Ludmilla von Alving, die bekannte Nichte Barn-  
hagens, besaß ein derartiges urföndlich echtes  
Heiligtum, ferner eine Verwandte der Henriette  
Herz — ich glaube, sie hieß Flora Philippi —  
als Erbstück von jener her. Ich bat die In-  
haberinnen um leihweise Ueberlassung eines  
Haares der heiligen Lode, erhielt dies unter  
großen Schwierigkeiten und Sicherheitsmaßregeln  
seitens der glücklichen Besitzerinnen, und das  
mikroskopische Untersuchungsergebnis war das  
gleiche wie bei der Jean Paul-Lode meiner  
Mutter. Es waren Pudelhare.

Ich kam nun zu folgender Erklärung dieses  
Wunders:

Jean Paul wurde, wie bekannt, bestürmt mit  
Bitten um Loden von seinem Dichterhaupte.  
Dieses war frühzeitig schon so fahl, daß die  
Stirn ohne Hindernis hinten in den Rodfragen  
überging, und nur zur Seite noch einige sorg-  
fältig bewahrte Loden von der ehemaligen  
Pracht seines Hauptschmudes übrig waren. Hätte  
Jean Paul nur den hundertsten Teil seiner  
Verehrer und Verehrerinnen, die flehentlich um  
Loden seines Dichterhauptes baten, zufrieden  
stellen wollen, so hätte er bald keine Spur  
mehr von Haaren besessen und hätte wie ein  
armer Landmann jeden Nachwuchs sofort ab-  
mähen müssen. Jean Paul hatte ein weiches  
Herz, war ein galanter Mann, und sein Haar  
war rötlich, das seines Pudels auch. An Mikro-  
skopie dachte damals noch niemand, und so  
mag der geniale Schriftsteller in seiner Ver-  
zweiflung auf den Gedanken gekommen sein,  
hie und da seinen Pudel zur Aushilfe bei dem  
großen Lodenbegehre für sich eintreten zu lassen.  
Vielleicht reizte auch den großen Humoristen die  
Vorstellung, daß die hübschen Loden seines  
munteren „Patos“ jezt eine solche Anbetung  
genößen und von schönen Damen und senti-  
mental schmachtenden Herren an die Lippe ge-  
drückt, auf Atlasstücken unter Glas aufbewahrt  
und in kostbaren Albums, mit getrockneten Wei-  
den umrahmt, aufbewahrt würden...